

DREISSIG

1

Sonja erwachte von einem leisen Pochen, das aus unbestimmbarer Ferne an ihr Ohr drang und sich mit dem Stechen in ihrer Stirn verhakete. Sie sog den frischen Duft des Betttuchs ein, das Lydia tags zuvor über die Decke gezogen hatte, und versuchte, den abgestandenen Schleim aus Tabak und Weinsäure auf Zunge und Gaumen hinunterzuschlucken. Dann öffnete sie die Augen, eine Überwindung wie jedesmal, und an diesem Tag wieder sehr spät am Morgen, doch das war normal, denn Sonja ging gewöhnlich spät schlafen.

Fahles Licht drang durch die bunten Druckmuster der Vorhänge ins Zimmer. Sonja konnte orten, daß das sporadische Scharren und Pochen von den Fenstern her kam. Es mußten die Blätter sein, die der Herbstwind gegen das Glas blies. Sonja richtete sich mit einem Ruck auf, sprang barfuß aus dem Bett und huschte über den dicken Teppich und das kalte Parkett mit der warmen Holzfarbe zum Fenster, um die Vorhänge beiseite zu schieben.

Das Stechen, das der Alkohol der vergangenen Nacht durch ihren Kopf pumpte, ließ nicht nach. Sonja wollte zur Tür eilen, um Lydia ihr Aufwachen zu melden, als sie von ihrem Fenster im ersten Stock unten am Gartentor einen Mann im Büroanzug erblickte. Der Mann betrat den Gartenweg und schloß das Tor so vorsichtig hinter sich, als wolle er lästige Verfolger aussperren. Sonja konnte niemand sonst entdecken und beobachtete, wie sich der Mann in bemüht aufrechtem Gang der Haustür näherte. Sie mußte sich auf Zehenspitzen stellen und nach vorne recken, um den Mann noch sehen zu können. Sein dunkles Haar glänzte von dick eingekämmter Pomade. Es war wie mit dem Lineal auf der linken Seite gescheitelt.

Die Hausglocke rief Lydia aus der Küche zur Haustür, Sonja konnte die Schritte unten hören. Sie war neugierig genug, um die Tür ihres Schlafzimmers einen Fuß breit zu öffnen und zu lauschen, was zwischen Lydia und dem Mann gesprochen wurde. Die Worte Lydias konnte sie halb verstehen, doch was der Mann sagte, war ganz und gar nicht auszumachen, so sehr Sonja sich auch bemühte. Verstimmt ging

sie zu dem Stuhl, über den sie den seidenen Morgenrock geworfen hatte, den sie nun überzog.

Der Mann warf einen halb erstaunten, halb erwartungsfrohen Blick zu Sonja hoch, als sie die Treppe des Hauses herunterschritt. Sonja tat alles, um trotz ihres Aufzugs und des Stechens in der Stirn eine standesgemäße Haltung zu wahren. Sie war enttäuscht, ja angewidert von den weichlichen Gesichtszügen des Mannes, die sie vom Fenster aus nicht hatte erkennen können. Das Gespräch zwischen Lydia und dem Mann war verstummt. Lydia machte hinterrücks eine theatralische Geste aus Achselzucken und Händeringen, zum Zeichen ihrer Unschuld an dem Besuch des ungebetenen Gastes.

„Der Herr meint, daß er Sie durchaus sprechen müsse“, sagte Lydia. Sonja war stolz, wie gewählt sich die Hausangestellte auszudrücken verstand. Das war trotz der Tatsache, daß Personal in den so hart gewordenen Zeiten leicht zu bekommen war, nicht gering zu schätzen.

„Was wünschen Sie bitte?“ fragte Sonja mit einer Strenge, die sie mit der Überzeugungskraft der erprobten Schauspielerin zu geben wußte.

„Ich sehe, daß Gnädige Frau noch nicht angekleidet ist“, sagte der Mann mit herausfordernd nuschelnder Stimme, die er für einschmeichelnd halten mochte. „Vielleicht darf ich mich in den Salon setzen und geduldigst warten, bis Gnädige Frau bereit ist mich zu empfangen.“

„Was bringt Sie auf den Gedanken, ich könnte die Neigung verspüren, Sie zu empfangen?“ sagte Sonja scharf.

„Ich komme aus sozusagen familiären Gründen“, sagte der Mann mit einem weichen Lächeln. Die bösen Blicke Lydias und ihrer Herrin hielten ihn nicht in seiner Mitteilbarkeit auf. „Ich bin ein Bekannter von Jakob Horwitz, dem Kaufmann aus Vitebsk“, begann er und zog eine Visitenkarte aus der Brusttasche seines abgeschabten grauen Anzugs.

„Thomas Merz - Handlungsgehilfe - Warenhaus Wertheim“ las Sonja auf der weißen Karte, die sich in den Innereien des Anzugs verknittert hatte.

„Kaufmann aus Vitebsk - ich verstehe gar nichts. Hier steht Warenhaus Wertheim, wozu belästigen Sie mich mit diesen nichtssagenden Details.“ Sonja reichte mit wütend blitzenden Augen die Karte an

Lydia weiter. Die Angestellte blickte für einen kurzen Moment unschlüssig, bevor sie in die Küche lief, wo ein pfeifender Kessel nach ihr rief.

Merz blickte sich mit ruhelos spähenden Augen nach der Richtung von Sonjas Salon um, der wegen halb zugezogener Vorhänge und trüben Wetters in einem geheimnisvollen Dunkel lag. Sonja dachte vorerst nicht daran, den widrigen Gast hereinzubitten, sie suchte nach einem Ausweg, einer eleganten Gelegenheit, den Mann abzuwimmeln. Sie hatte ihre Gründe.

„Nun, Sie erinnern sich vielleicht an den Bericht im *Filmkurier*“, begann Merz erneut konfus zu reden. „Ich sah dort die reizende Photographie, auf der Sie und das hübsche Fräulein Stieftochter abgelichtet waren.“

Seine blaßgrauen Augen zwinkerten, und Sonja überlegte, ob dies Nervosität oder einer frechen Vertraulichkeit zuzuschreiben war. „Ja, ich verstehe. Und nun möchten Sie ein Autogramm, nicht wahr?“

„Nein, ganz und gar nicht. Ich muß vielleicht etwas weiter ausholen“, sagte Merz. Sonja spürte, wie Haß und Wut auf diesen Mann ihr den Mund zuschnürte, doch Merz begriff das Schweigen als Einladung zum Reden.

„Ich war als junger Mann in Vitebsk bei Kaufmann Horwitz zur Anstellung. Es war eine Lehrzeit, die mir mein damaliger Lehrherr hier in Berlin vermittelt hatte, der über gute Verbindungen ins Zarenreich verfügte.“ Der Mann machte eine kurze erwartungsvolle Pause, und setzte abrupt fort. „Ich war seinerzeit erst neunzehn Jahre alt und leicht zu beeindrucken. Den bleibendsten Eindruck nahm ich damals von einer schönen jungen Frau mit, der Tochter des schon erwähnten Jakob Horwitz, meines allerdings nur sehr vorübergehenden Lehrherrn. An genau diese schöne junge Frau, Rahel hieß sie, erinnerte ich mich, als ich die Photographie von Ihnen und Ihrer Stieftochter sah. Welch verblüffende Ähnlichkeit, dachte ich noch bei mir.“

Merz sah Sonja mit seinem weichlichen Lächeln an, das er durch ein starres Entblößen gelblicher Zähne zwischen wulstigen Lippen erzeugte. Sonja begann zu verstehen, was der Mann ihr mitteilen wollte, auch wenn sie noch nicht sah, worauf sein unvermutetes Erscheinen hinauslaufen sollte. Alles an seinem Auftreten warnte sie, nicht weitere Lücken in ihrer Verteidigung zu entblößen, durch die Merz dann eine

Bresche schlagen konnte. Sonja ahnte mehr als daß sie wußte, was es hier zu verteidigen galt.

„Das ist alles wohl bemerkenswert, Herr Merz, aber ich weiß nicht, weshalb Sie mich deshalb an einem Montagmorgen inkommodieren, zumal meine Adresse Ihnen nur bekannt sein kann, weil Sie unberechtigt in die Kartei Ihrer Lieferabteilung gesehen haben.“

Die Verblüffung in den Augen des Mannes durchschnitt das starre Lächeln, doch Merz überspielte die Empörung über Sonjas Aufsässigkeit so schnell er konnte. „Mir geht es nicht im geringsten darum, Sie oder das Fräulein Stieftochter zu inkommodieren, das müssen Sie mir glauben. Ich denke aber, daß die gemeinsame Bekanntschaft mit Herrn Konstantin Tschechov Anlaß genug gibt, eine Verbindung zwischen uns zu“ - Merz suchte nach einem Wort - „knüpfen!“

„Mein Schwager ist lange tot. Was hat er mit Ihrer wirren Geschichte zu tun?“

„Ich kannte Ihren Schwager gut. Er war damals zu Gast bei Kaufmann Horwitz, bei dem ich in die Lehre ging in jenem schicksalhaften Jahr 1914. Ihr Schwager war Rittmeister bei den Dragonern des Zaren, und seine Eskadron zu jener Zeit auf dem Weg von Moskau an die Front. Ich konnte als Deutscher und Feind natürlich auf Dauer nicht in Vitebsk bleiben, aber den Rittmeister Tschechov habe ich noch gut, nein ich will lieber sagen sehr präzise in Erinnerung.“

„Wie schön für Sie. Aber ich habe heute keine Zeit für Reminiszzenzen. Ich habe heute abend eine anstrengende Premierenfeier. Sie entschuldigen mich bitte.“

Sonja versuchte, dem Mann mit einer Handbewegung zur Haustür den Weg zu weisen, doch Merz dachte nicht daran, der Aufforderung zu folgen. Das Lächeln versteifte sich auf seinem Gesicht zum Zeichen seiner Hartleibigkeit. „Aber es kann für Sie von großer Wichtigkeit sein, was ich zu sagen habe. Sie sollten mir Ihr Ohr leihen und werden es gewiß nicht bereuen.“

„Ich leihe Ihnen ganz und gar nichts. Muß ich wirklich deutlicher werden und Lydia nach der Polizei telephonieren lassen?“

„Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Aber bis zum Eintreffen der Beamten werde ich Sie noch darüber aufklären, was es mit den Verwandtschaftsbeziehungen in der Familie Tschechov in Wirklichkeit für

eine Bewandnis hat. Und ich könnte mir sehr gut vorstellen, daß auch der *Filmkurier* und das ein oder andere Blatt Interesse daran haben.“

„Also schön. Eine Viertelstunde in meinem Salon, und Sie erzählen mir, was so Wichtiges angeblich geschah im Jahre Vierzehn.“

Sonja kämpfte gegen die Ohnmacht und Wut, die in ihr hochstieg, und gegen den Ekel, der sich mit jeder Sekunde von Merz' Gegenwart tiefer eingrub. Es war nicht einmal sicher, daß der Mann etwas wußte, was er beweisen konnte, aber sie mußte herausfinden, was es war.

Sonjas Salon lag wohlaufgeräumt im trüben Mittagslicht des rauhen Herbsttags, der mit immer stärkeren Sturmböen durch das Laub auf Rasen und Terrasse wirbelte. Sonja knipste das Licht der Stehlampe an. Ihr warmes Licht ergoß sich durch das chinesische Scherenschnittmuster auf den Sessel, in dem sich Merz unaufgefordert niederließ.

Sonja kauerte sich auf das entfernte Ende der großen Polstercouch und zog ihre Füße seitlich an sich. Sie zog am Saum des Morgenmantels, um die rot lackierten Zehennägel zu verbergen und die Füße zu wärmen. Lydia hatte noch kein Feuer im Kamin gemacht, da Sonja den Salon um diese Tageszeit nicht nutzte.

„Es ist sehr gemütlich bei Ihnen“, durchbrach Merz das lange Schweigen.

Sonja legte das Kinn in ihre rechte Handfläche und sagte weiterhin kein Wort. Merz nutzte die Stille sich umzusehen. Seinen Augen durchmaß ein Dreiviertelkreis. Er besah alles in zur Schau gestellter Ruhe, und wenn er dennoch nervös war, wußte er es zu verbergen.

Die Tür zum Salon öffnete sich, und Lydia reckte den Kopf durch den Spalt. „Das Frühstück steht bereit.“

Sonja drehte sich zur ihr. „Ja, ich komme bald – in fünf Minuten.“ Sonja blickte auf ihre kleine goldene Uhr.

Lydia zog die Tür zu. Merz starrte auf die beiden Porzellandrachen, die auf dem Kaminsims standen. „Sehr schöne Figuren haben Sie.“

„Ja. – Sie wollten etwas sagen.“

„Es eilt nicht. Das Ganze liegt nun sechzehn Jahre zurück, da werden uns einige Momente der Andacht und Geduld nicht schaden.“

Sonja biß sich auf die Unterlippe und sagte nichts. Die Sekunden verrannen, ohne daß etwas geschah. Sonja blickte erneut auf die Uhr und machte ein gleichgültiges Gesicht.

„Sie haben dem *Filmkurier* eine sehr interessante Geschichte erzählt“, setzte Merz in bedachtsamem Tempo an. Er blickte Sonja mit lauernder Herausforderung ins Gesicht. Sein Lächeln war zu einem Grinsen verrutscht.

„Das erwähnten Sie bereits, daß Sie den Beitrag im *Filmkurier* gelesen haben.“

„Die Geschichte im *Filmkurier* war interessant. Sie hat aber einen Haken. Sie entspricht nicht der Wahrheit. Wir könnten auch das deutsche Wort *Lüge* gebrauchen, aber wir wollen heute mal nicht so sein.“

Merz blickte Sonja an, als habe er eine wichtige Pointe gesetzt und warte nun auf eine Reaktion. Sonja sah zur Terrassentür und beobachtete das aufgewirbelte Herbstlaub im Garten.

„Sie sagen gar nichts. Das ist auch eine Antwort.“

„Hören Sie! Ich muß mir in meinem Haus nicht die Unverfrorenheiten eines Fremden anhören. Wenn Sie jetzt fertig sind, würde ich Sie bitten, zu gehen.“

„Alles zu seiner Zeit. Ich habe Ihnen noch nicht verraten, daß ich ein halbes Jahr vor Erscheinen des Artikels in Vitebsk war. Eine Dienstreise. Die schwierige Wirtschaftslage zwingt unser Unternehmen, Kosten zu sparen und wir dachten, Rußland ist nicht weit und produziert billig. Nun ja, wie auch immer. Ich habe jedenfalls unseren alten Freund Jakob Horwitz wiedergetroffen.“

„Ich kenne Herrn Horwitz nicht“, sagte Sonja.

„Nicht? Nun ja, vielleicht stimmt das, Herr Horwitz hat auch nichts Gegenteiliges gesagt. Jedenfalls geht es Herrn Horwitz nicht gut, das darf ich Ihnen verraten. Sein Landsitz ist von den Roten beschlagnahmt, irgendeine Gewerkschaftsschule sitzt jetzt darin. Herr Horwitz selbst hat noch Glück im Unglück gehabt. Sie haben ihn nicht erschossen, sondern zum Assistenten einer Betriebsleitung gemacht, in seinem eigenen Geschäft, das jetzt aber nur noch Filiale im staatlichen Handelsbetrieb ist. Ein einziger Sauhaufen, das nur nebenbei.“

„Warum erzählen Sie mir das?“, sagte Sonja.

„Geduld, Gnädige Frau. Sie sollen auch die Umstände verstehen. Sie sind doch eine kluge Frau. Also, Horwitz ist jedenfalls der einzige bei *Torgorg* in Vitebsk, der von Betriebsführung, vom Handel mit Bekleidung und von Buchhaltung eine Ahnung hat. Als Jude und ehe-

maliger Großkapitalist kann er natürlich nicht das Sagen haben, da haben die Roten ihre gar nicht einmal verkehrten Grundsätze, da kennen sie keinen Spaß.“

Merz grinste frohgemut. „Also denn. Neben den geschäftlichen Angelegenheiten kamen Horwitz und ich natürlich auf alte Zeiten zu sprechen. Wir redeten über seine Tochter Rahel, mit der mich damals eine wenn auch lose Freundschaft verbunden hatte.“ Merz strich fahrig mit der Hand eine fettige Strähne nach hinten, die in seine Stirn gerutscht war. „Zu meiner Überraschung und nicht geringen Betrübnis mußte ich hören, daß Rahel längst verstorben war. Und zwar genau im Jahre 1915, im Mai jenes Jahres. 6. Mai, um genau zu sein, und das im Kindbett.“

Merz blickte Sonja mit einem erwartungsvollen Lächeln an, als er warte er jede Sekunde, daß sie ihm um den Hals falle.

„Ich verstehe nicht, weshalb Sie mir das alles erzählen“, sagte Sonja und versuchte, ihrer Stimme einen bösen Klang zu geben. Sonja hatte eine tiefe Stimme. Sie war Schauspielerin, und außerdem war sie nun wirklich böse. Sie durfte Merz nicht zeigen weshalb.

„Nun, Rahel war nicht verheiratet!“ triumphierte Merz sehr laut.

„Das soll vorkommen.“

„Und im *Filmkurier* erwähnten Sie, daß Maria gerade erst im Frühjahr 15 geworden sei.“

„Was hat das miteinander zu tun? Ich verstehe nicht.“

„Nun Maria ist genau so alt wie das Kind von Rahel, es handelt sich nach meiner Meinung um ein und dasselbe Mädchen, um Ihre Maria.“

„Das ist doch absurd. Maria ist das Kind meiner Schwester Anna. So ist es bei den Ämtern registriert.“

Merz kramte in seiner Brusttasche und zog aus seiner schwarzen Brusttasche eine vergilbte Photographie hervor. Er hielt sie mit den Händen so, daß Sonja sie sehen konnte. Ein junges Mädchen in einem eng geschnürten, altmodisch langen Kleid war auf dem Bild zu sehen. Merz sprang von seinem Sessel hoch und stürzte auf Sonja zu.

„Hier. Aus der Nähe betrachtet können Sie sehen, was ich meine.“

Merz hielt Sonja die Photographie vor die Augen. Das abgebildete Mädchen lächelte, es lächelte wie Maria, es sah aus wie Maria.

„Ja und, sind Sie jetzt fertig?“ Sonja schob seine ausgestreckten Hände mit der Photographie zurück.

„Aber Sie müssen zugeben, die Ähnlichkeit mit Maria ist verblüffend.“

„Nun, eine Ähnlichkeit im Gesicht ist da, aber das muß Zufall sein. Maria ist das Kind von Anna, nicht von diesem Fräulein Chorviz.“

„Was Sie nicht sagen. Dann will ich Ihnen etwas erzählen. Wie schon erwähnt, befand sich der Rittmeister Tschechov in jenem August 1914 als Gast im Hause des Kaufmanns Chorviz. Er war ein alter Bekannter der Familie, und man verband die Durchreise seines Regiments mit einer Einladung. Rittmeister Tschechov war ein stattlicher Mann von dreißig Jahren, und erst drei Jahre mit Ihrer Schwester vermählt. Es war bei dem ersten Diner im Hause Chorviz nicht zu übersehen, daß sich die junge Rahel, sie war, ich glaube, zwanzig Jahre jung, in den Offizier verliebt hatte. Rahel hatte keine Erfahrungen in Liebesdingen, und so ein Rittmeister mit Gardeuniform und Trakehnerhengst mußte ungeheuren Eindruck machen. Um es kurz zu machen: Wenn Rahel im Mai 1915 von einem Kind entbunden wurde, kann der Vater dieses Kindes nur Konstantin Tschechov gewesen sein, das läßt sich leicht nachrechnen.“

„Das ist eine Mutmaßung. Aber meine Schwester Anna hat eben auch zur selben Zeit entbunden, und dieses Kind ist Maria.“

Merz lächelte überlegen. „Ich habe Herrn Chorviz natürlich auf den Kopf zu gefragt, ob Rittmeister Tschechov der Vater des Kindes ist, aber er war in dieser Beziehung überaus diskret und meinte man solle die Toten ruhen lassen, was sich sowohl auf den Rittmeister als auch seine Tochter bezogen haben mag. Nur soviel verriet er: Daß Rahels Tochter in eine gute Familie aufgenommen worden sei, und es ihr gut gehe. Was sagen Sie nun?“

„Es beweist gar nichts. Gute Familien gibt es auf der ganzen Welt.“

„Ich verstehe gar nicht, warum Sie sich sperren. Sie können die Wahrheit mir gegenüber doch zugeben. Ich bin ein Freund der Familie, oder doch wenigstens ein alter Bekannter.“

„Ich wüßte nicht, was Sie zu der Annahme verleitet. Ich kannte Sie bis vor einer halben Stunde überhaupt nicht.“

„Ich hatte wirklich auf mehr Entgegenkommen gezählt, etwas Interesse an dem, was ich Ihnen von der Familie Ihrer Pflegetochter er-

zähle. Ich dachte mir, wenn ich Ihnen helfe, werden auch Sie mir helfen. Das wäre nur fair.“

„Ihnen helfen? Wie stellen Sie sich das vor?“

„Aber Frau Tschechova, Sie sind eine erfolgreiche und einflußreiche Frau mit den glänzendsten Verbindungen. Und ich bin Familienvater, habe ein Kind zu versorgen, mit dem Gehilfengehalt ist das in dieser schweren Zeit nicht zu schaffen. Ich dachte, Sie könnten mir wohl helfen, beim Filmkonzern in Stellung zu kommen.“

„Also das geht wirklich zu weit. Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“

„In diesen Zeiten muß man sich zu helfen wissen, sonst geht man unter. Und glauben Sie mir, wenn Sie mir helfen, werde ich ganz bestimmt niemandem erzählen, daß Ihre Pflgetochter ein Judenbastard ist. Es bleibt mein Geheimnis.“

Sonja war einen Moment gelähmt, bevor sie mit einem Satz aufsprang und zur Tür lief. „Ich glaube, Sie gehen jetzt“, zischte sie im Hinausgehen.

„Lydia, würden Sie den Mann zur Tür begleiten!“

„Sie werden das noch bereuen!“ schrie Merz Sonja hinterher.

2

Fräulein Gutterers Stimme hatte zu freundlich geklungen. Die Plauderei mit Bernhard hatte sie in unmotivierter Atemlosigkeit durchexerziert, jeden Moment war ihm dies deutlicher geworden. Bernhard kannte diese stimmliche Schwäche, wenn auch nicht bei Fräulein Gutterer. Wenn er im Laden gegenüber Zigaretten kaufte, schien auch die Stimme des Ladeninhabers immer eine halbe Oktave zu hoch, als rechne er jeden Tag mit dem Ausfall Bernhards als Kunden. Der Ladeninhaber Herr Strowein pflegte zu klagen, daß die Kunden nicht mehr genügend rauchten, auch nicht mehr Zeitung lasen wie früher. Es kam zu wenig Geld in die Kasse, und die Ladenmiete wollte doch jeden Monat bezahlt sein.

Auch Georg Mahler, der Bernhards Romane verlegte, mußte jeden Monat Miete und so einiges mehr zahlen. Mahler unterhielt eine halbe

Etage in einem Kontorhaus an der Friedrichstraße, aber Mahlers Verlag war nur ein kleiner Betrieb, mit sechs Stammapotoren und einem vielversprechenden Neuling, das war Bernhard. Mahler hatte vor anderthalb Jahren Bernhards Erstling herausgebracht, und trotz der inhaltlichen Vorbehalte von den Kritikern der linken Blätter war der Roman ein Achtungserfolg gewesen. Der *Lokalanzeiger* hatte einen Vorabdruck veröffentlicht, und das Buch hatte sich fast 30000 Mal verkauft. Mahler hatte Bernhard für den zweiten Roman das doppelte Fixum in Aussicht gestellt.

Und nun die freundliche Einladung durch Fräulein Gutterer. Sie war die Sekretärin von Mahler, sie war auch seine Geliebte und Vertraute, es war geschickt, sich gut zu stellen mit ihr. Wenn ihre Stimme zitterte, steckte Mahler vielleicht auch schon in Schwierigkeiten. Das war keine gewagte Vermutung, denn alle, die Bernhard kannte, klagten, es gehe ihnen schlechter als ein Jahr zuvor.

Am Eingang des Kontorhauses sah Bernhard den Hausmeister, der mit einem Schraubenzieher die Befestigungen eines Messingschildes aus der Fassung drehte. Bernhard zuckte wie vom Stromblitz durchzuckt zusammen. Für ein oder zwei Sekunden glaubte er, es handle sich um Mahlers Tafel. Doch diese hing noch an der Hauswand. Der Anblick des in ein übergroßes M verschlungenen G besänftigte Bernhards Gemüt. Sein Termin bei Mahler hatte sich noch nicht erledigt, jedenfalls hoffte er das.

Bernhard bestieg den Aufzug und zog das Gitter, dann die Schiebetür zu. An der Nummer der Etage des Mahler-Verlags war das zweite Hinweisschildchen bereits verschwunden. Bernhard versuchte sich zu erinnern, womit Mahlers Nachbarbüro Geld verdient hatte, aber es kam ihm nicht mehr in den Sinn. Gerstenstein hieß die Firma, das war alles, woran er sich erinnerte.

Auf der Etage waren drei Arbeiter mit Gerstensteins mächtigem Büroschreibtisch aus Palisanderholz zugange. Sie versuchten, das monströse Möbelstück die Treppe hinunterzuhieven, doch immer wieder schürfte das Vorderteil die steinerne Wand des Aufgangs auf, und sie mußten innehalten, mit dem schweren Teil zurücksetzen und es von neuem probieren.

Bernhard ging zur anderen Seite der Etage auf das Vorzimmer Mahlers zu. Wann immer er den Gang entlang lief, war es, als tauche

er in eine Verwesungskammer ein. Es mochte ein spezielles Putzmittel sein, doch diesmal biß sich der Gestank ätzend in seine Nase vor, so daß ein Brechreiz in der Speiseröhre hochstieg. Bernhard riß ohne die Antwort auf sein Klopfen abzuwarten die Tür zu Fräulein Gutterers Zimmer auf: Er wußte, daß der Duft ihres Parfüms den Verwesungsgeruch vertreiben würde.

„Einen schönen guten Morgen, Fräulein Gutterer“, sagte Bernhard allzu fröhlich. Alles an ihm schien heute einen Dreh zu gewollt, dachte er.

Fräulein Gutterer lächelte barmherzig. „Guten Morgen, Herr Karman. Sie sind ein wenig zu früh. Mahler ist noch nicht im Hause.“

Sie sagte nur „Mahler“, wenn sie von ihrem Chef sprach, und bedeutete damit, in welcher Vertrauensstellung sie stand.

„Setzen Sie sich doch“, wies sie Bernhard einen Stuhl an.

„Danke sehr“, sagte Bernhard, setzte sich und legte den Hut auf seinen Schoß.

Fräulein Gutterer ließ den Sperrollo zu ihrem Schreibtisch runtersausen, zog eine Schublade heraus, befeuchtete ihren Mittelfinger und zog sorgsam zwei Blatt Papier von einem weißen Stapel. Sie legte ein Kohleblatt dazwischen und spannte das Papier in ihre Schreibmaschine. Neben der Maschine lag ein Stenographieblock, auf den sie Mahlers Diktat vom Vortag notiert hatte. Sie hämmerte drauf los, nur unterbrochen von dem Gebimmel der Maschine, wenn sie rasend schnell das Zeilenende erreicht hatte.

„Es ist eine harte Zeit“, seufzte sie unvermittelt und unterbrach den Stakkatotanz ihrer Finger über die Tastatur.

„Gerstenstein macht dicht“, versuchte Bernhard den Faden aufzugreifen.

„Wußten Sie, daß Keitinger sich umgebracht hat?“ Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an, als freue sie sich, seine Bemerkung mit ihrer in den Schatten zu stellen. „Er saß in der Badewanne und schlitzte sich mit dem Rasiermesser die Pulsadern auf. Es war eine unglaubliche Sauerei, Sie hätten mal seinen Vermieter hören müssen.“

Fräulein Gutterer wandte sich wieder Tastatur und Schreibblock zu. Sie suchte nach der Fortsetzung und hämmerte drauflos.

„Wissen Sie“, unterbrach sie sich wieder, „sein letzter Gedichtband verkaufte sich fast gar nicht mehr. Wer liest heute noch Gedichte, oder kennen Sie jemand?“ Sie blickte ihn erwartungsvoll an.

„Nein, eigentlich nicht“, log er. Seine Mutter pflegte Gedichte zu lesen, und Bernhard glaubte nicht, daß sie die Gewohnheit abgelegt hatte.

„Sehen Sie“, sagte Fräulein Gutterer und trommelte angriffslustig die Schrifttypen auf das Papier. Dann war sie fertig und zog mit rabi-tem Geschick das Papierbündel aus der Maschine. „Ich höre ihn kommen.“

Mahler betrat in grauem Mantel und Hut das Vorzimmer seiner Sekretärin und Geliebten. „Ich bin ein wenig spät dran“, sagte er und lächelte Bernhard zu, als er ihm die Hand schüttelte. „Ein schrecklicher Tag da draußen. Lauter braune Uniformen auf dem Trottoir. Ich weiß nicht, was das soll.“

„Heute ist Reichstageröffnung. Hitlers Zeitungen haben ein großes Trara angekündigt“, sagte Fräulein Gutterer und pinselte Leim auf die Rückseite eines großen Briefumschlags. Dann verschloß sie diesen sorgfältig.

„Dieser Gefreite aus Österreich, ein widerlicher Mensch“ warf Mahler ein. „Und so häßlich mit diesem schwarzen Klecks auf der Oberlippe. Wie er damit achtzehn Prozent hinter sich bringt, können Sie mir das erklären, Karmann? Sie sind doch Dichter, und müßten einen Sinn für die Rätsel dieser Welt haben.“

„Tut mir leid, ich bin auch ratlos, kann es nur auf die allgemeine Verzweiflung zurückführen. Hitler weckt Ressentiments und verspricht eine Abrechnung. Vielleicht wollen die Leute genau das, einen Tag der Abrechnung, der Rache“, sagte Bernhard.

„Ja, Sie mögen Recht haben“, murmelte Mahler und schloß die Tür zu seinem Büro auf. „Fräulein Gutterer, würden Sie uns bitte Kaffee aufbrühen.“

Auch wenn jeder, der Mahler kannte, um die Liebschaft mit seiner Sekretärin wußte, hielt es der Verleger doch für seiner Stellung und seinem Ruf angemessen, in der Öffentlichkeit den Schein zu wahren. Mahler war ein verheirateter Mann, seine Frau residierte in einer standesgemäßen Villa in Zehlendorf, und Mahler redete sich ein, sie auf seiner Art immer noch zu lieben oder doch jedenfalls zu achten. Mah-

ler war ein durch und durch liberaler Herr: Er stammte aus einem von bürgerlichem Freisinn geprägten Elternhaus in Hannover und hatte nach dem Studium der Nationalökonomie seine Neigung zum Praktischen mit seiner Vorliebe für das Musische verbunden, um in die Verlagsbranche einzusteigen. Mahlers Vater, ein Eisengroßhändler, hatte dem Sohn eine Stelle bei einem bekannten Berliner Verleger vermittelt, und Mahler hatte das Gewerbe schnell erlernt und bei seinem Weggang die rentablere Hälfte des Autorenstamms in seinen neu gegründeten Verlag mitgenommen, was ihm sein ehemaliger Chef zunächst übelgenommen hatte. Doch Mahler zeigte sich schon damals als Mann des Ausgleichs und verstand es, durch eine gezielte Vergabe von Druckaufträgen an diesen Freund seines Vaters etwaige Mißstimmungen aus der Welt zu schaffen.

Bernhard schätzte an Mahler, daß dieser ihm das Gefühl gab, einem ehrbaren Berufszweig anzugehören, der für das Gedeihen einer bürgerlichen Ordnung unerlässlich sei. Bernhard selbst kam aus einem Elternhaus, in dem man der Kunst gerade diese Aufgabe nicht streitig machen wollte. Auch die Karmanns dachten bürgerlich, wenn nicht gar liberal. Und wenn auch Bernhards Vater, ein akkurater, aber durchaus toleranter Generalstaatsanwalt, über seinen Berufsentschluß nach vollbrachtem Jurastudium betrübt gewesen war, so hatte doch Bernhards Unterkommen bei dem seriösen Verleger Mahler das Elternhaus halbwegs mit dem zur Brotlosigkeit tendierenden Beruf des Sohnes versöhnt.

Mahler bat Bernhard, in dem Lederstuhl ihm gegenüber Platz zu nehmen. Er bot Bernhard aus einer Zigarrenkiste an, die er aus der obersten Schublade des Schreibtisches gezogen hatte. Bernhard wollte zuerst ablehnen, überlegte es sich aber anders. Beide schnitten sie nacheinander die Spitzen der Zigarren ab, und Mahler gab erst Bernhard, dann sich selbst mit einem Streichholz Feuer. Mahler saugte hörbar an seiner Zigarre und blies den Rauch in Richtung des Glaschranks mit den Aktenordnern, in denen er seine sieben Autoren verwaltete.

Im Vorzimmer hämmerte Frau Gutterer von neuem auf die Tasten ein, von unten drang gedämpft der Motorenkrach und das Hupen der Linienbusse und Kraftwagen hoch, die durch die schmale Schlucht der Friedrichstraße preschten. Mahler blickte versonnen auf seine Zigarre,

als warte er darauf, daß Bernhard das Wort ergreife. Bernhard sagte aber nichts, sein Hals war zugeschnürt, und schließlich hatte Mahler zu dem Treffen geladen.

„Es ist eine turbulente Zeit“, begann Mahler, und Bernhards Magen zog sich gleich bei diesen Worten zusammen. „Karmann, Sie haben vielleicht gesehen, daß Gerstenstein nebenan sein Büro schließen mußte, und so geht es jetzt vielen. Ich will nicht lange um den heißen Brei herumreden. Es geht um das Fixum für Ihren zweiten Roman. Ich hatte Ihnen versprochen, daß Sie 2000 bekommen, aber das geht beim besten Willen nicht. Ich kann Ihnen mit Mühe 1000 anbieten, und selbst das ist im Moment ein große Last. Was meinen Sie, Karmann? Ich könnte Ihnen selbstverständlich nicht verargen, wenn Sie mir unter diesen Bedingungen abspringen.“

Bernhard wußte nicht, was er sagen sollte. Er hatte eine verschwommene Vorstellung davon gehabt, was Mahler ihm mitteilen würde, hatte mit dem Schlimmsten, also einer Trennung von dem Verlag schon gerechnet. Die Halbierung seines Fixums war also eine gute Nachricht, einesteils. Doch Bernhard wußte genau, daß er von den 2000 Mark nicht hätte leben können, daß er weiter auf das Geld seines Vaters angewiesen wäre, und das galt nun in weit stärkerem Maße.

„Ich werde mich wohl damit abfinden müssen. Die Zeiten sind schlecht“, sagte Bernhard.

Mahler nickte und lächelte ein wenig. „Ja, die Zeiten sind schlecht. Ich bin froh, daß Sie mein Angebot annehmen. Ich habe auch eine gute Nachricht für Sie. Ich habe mit meinem alten Freund Ludwig Klitzsch über Sie gesprochen. Klitzsch ist Chef beim Scherl-Verlag und Geschäftsführer bei der Ufa. Ich habe Sie ihm wärmstens ans Herz gelegt. Die Ufa braucht gute Stoffe als Drehbücher, erst kürzlich hat mir Klitzsch seine Not geklagt. Gerade jetzt, da sich der Tonfilm durchsetzt, und es auch auf Dialoge ankommt. Sie haben noch heute nachmittag um vier einen Termin bei Klitzsch, ich habe das arrangiert. Sie trauen sich das doch zu, Drehbücher zu schreiben?“

Bernhard suchte nach Worten, mit denen er seine Verblüffung überdecken konnte, doch sie fielen ihm nicht ein.

„Sie müssen sich nicht gleich entscheiden“, sagte Mahler, und lächelte noch begütigender als zuvor, „gehen Sie erst einmal zu Klitzsch

und sprechen Sie mit ihm. Und dann erzählen Sie mir, was dabei herausgekommen ist. Versprochen?“

„Ja, natürlich“, stammelte Bernhard. „Und vielen Dank für...“

„Danken Sie mir nicht. Revanchieren Sie sich mit einem guten Drehbuch. Glauben Sie mir, im Film ist mehr Geld zu verdienen als mit guten Büchern.“

Und Mahler begleitete seinen Nachwuchsautor zur Tür.

3

Böttcher, der dicke Pförtner, reckte zackig seine weiß schimmernde Hand an die Schirmmütze, um Karl zu grüßen. Böttcher kannte Karl gut. Immer häufiger schickte Generaldirektor Klitzsch Karl hinüber zur Zentrale des Filmkonzerns, den Klitzsch so penibel dirigierte wie den großen Verlag einen Häuserblock weiter. Karl grüßte Böttcher mit der Zackigkeit zurück, die ihm seine verkrüppelte Rechte erlaubte. Er riß die ungeschickt angelegte Hand hastig herunter und beschleunigte den Schritt, um in die leere Kabine des Paternosters zu springen, die nach oben fuhr.

Im dritten Stock stieg Karl aus und ging zu der Glastür fast am Ende des Ganges, in der sich das Sekretariat der Rechtsabteilung befand. Karl klopfte mit seiner Linken und öffnete die Tür. Fräulein Mangold lächelte Karl schüchtern an und begrüßte ihn.

„Ich habe die Akte schon herausgesucht“, sagte sie und schritt so langsam es ging an ihm vorbei zu einem Aktenschrank. Sie kam ihm so nah, daß er den Duft ihres Parfüms riechen konnte. Lissy Mangold mochte Karl, er konnte das spüren. Vielleicht war es sogar mehr, doch dafür interessierte Karl sich nicht, jedenfalls zeigte er sich freundlich und sachbezogen, wie es seiner erlernten Vorstellung von Pflicht entsprach.

Fräulein Mangold nahm einen Ordner vom Aktenschrank neben der Tür und drückte ihn Karl in die ausgestreckte linke Hand. Karl versteckte seine andere Hand hinter dem Rücken, auch wenn Lissy Mangold längst wußte, daß er den kleinen und den Ringfinger dieser Hand nicht bewegen konnte.

„Hier die Akte Krantz“, sagte Fräulein Mangold mit einem Lächeln, „der Chef läßt ausrichten, Sie sollen sich nicht zu sehr damit abmühen. Wir werden Krantz wohl ein wenig nachgeben müssen, meint der Chef.“

„Danke für den Hinweis“, sagte Karl steif. Ihm fiel nichts Besseres ein, obwohl er Lissy Mangold gern ein nettes Wort gesagt hätte.

„Wollen Sie nicht noch eine Tasse Kaffee trinken, wo Sie bei dem garstigen Wetter zu uns herübergekommen sind. Ich könnte Ihnen auch einen Tee aufbrühen, wenn Sie möchten“, sagte Fräulein Mangold. Sie trug ihr braunes Haar kurz, hatte es aber ondulieren lassen, was ihr gleichförmiges bleiches Gesicht weich und zart erscheinen ließ. Karl fand Lissy Mangold nicht hübsch, aber sie war doch ein nettes Mädchen.

„Ich trinke auch Kaffee“, sagte Karl sachlich. Eigentlich hatte er gleich wieder zurückgehen wollen in die Zimmerstraße, in sein Stammbüro, das ihm Generaldirektor Klitzsch in einer Ecke des verwinkelten Verlagskomplexes zugewiesen hatte. Die Höflichkeit gebot es Karl, das Angebot der Sekretärin nicht rundheraus auszuschlagen. Es konnte nur helfen, sich mit allen gutzustellen und überall Fürsprecher zu haben.

Lissy Mangold ging zu einem kleinen Schrank und zog eine Tasse und eine Untertasse heraus. Sie stellte das Porzellan nahe bei ihrem Bürostuhl auf den Schreibtisch und schenkte aus einer weißen dickbauchigen Porzellankanne Kaffee hinein.

„Nehmen Sie Milch und Zucker?“ fragte sie.

„Ja, ich bediene mich selbst“, sagte Karl hastig und eilte zu dem Schränkchen mit dem Porzellan, in dem Milchkanne und Zuckerdose standen. Karl umfaßte die Dose mit der linken Hand und schob den beweglichen Daumen und Zeigefinger seiner rechten durch den Henkel des Kännchens. Das Kännchen war bis zum Rand gefüllt mit Milch, aber bei äußerster Anspannung konnte er es heben und einen Schwall Milch über der Tasse ausgießen. Karl fühlte den stechenden Schmerz in seinem Handgelenk, und die Hand begann leicht zu zittern, bevor er das Kännchen auf Lissy Mangolds Schreibtisch absetzte. Er führte mit seiner schwachen Hand den Zuckerlöffel über die Tasse und ließ die Zuckerkrümel in die Tasse sinken. Lissy nahm ihm den Löffel aus der Hand und begann, den Kaffee umzurühren.

„Lassen Sie mich das für Sie machen“, sagte sie leise.

Karl zuckte zusammen und rückte so nebenbei wie möglich einen halben Schritt von ihr weg.

„Vor mir brauchen Sie keine Angst zu haben“, sagte sie, und ihr flacher, durch Lippenrot betonter Mund öffnete sich zu einem kurzen, schüchternen Lächeln.

Karl wollte etwas sagen zu seiner Rechtfertigung, aber sein Hals schien zu trocken dafür zu sein. Er griff mit seiner gesunden Linken nach der Kaffeetasse, umschlang sie unelegant wie einen Becher und schluckte den Inhalt in einem Zug hinunter.

„Sie haben aber Durst!“ sagte Lissy. Sie stand immer noch ganz nahe bei ihm.

„Ja, ich glaube, ich muß jetzt gehen“, sagte er unvermittelt. Er wollte etwas Nettes zu ihr sagen, aber wieder fiel ihm der passende Satz nicht ein.

„Sie dürfen ruhig noch etwas bleiben. Der Chef ist zu einem Gerichtstermin unterwegs. Niemand wird uns stören“, sagte Lissy.

„Nein wirklich, ein andermal“, sagte Karl steif und griff nach dem Ordner.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Mangold“, sagte er und lächelte kurz, bevor er zur Tür ging.

4

„Tschechova, was glauben Sie, will uns der Dichter damit sagen?“

Melchheim blinzelte Maria durch dicke Augengläser an. Seine rechte Wange zuckte und zeigte an, daß er sich dem äußersten Punkt seiner Ungeduld näherte, jenem Punkt, dessen Erreichen mit einer Explosion seines ganzen Körpers enden würde, einem Brüllen, einem Umsichschlagen, einem wirren Zappeln.

„Daß die Freiheit gesiegt hat, daß alle wieder frei sind“, sagte Maria.

„Sehr schön, Tschechova.“ Das Zucken hatte aufgehört. „Und worin sieht Schiller diese Freiheit? Können Sie mir das auch sagen?“

„Die Menschen sind befreit von der Willkür des Geßler“, sagte Maria. Ihre Stimme zitterte.

„Ja, sehr gut. Freiheit von der Willkür, das haben Sie treffend gesagt. Können Sie mir vielleicht ein Beispiel geben, wo es in unserem Vaterland heute Willkür gibt, ein Beispiel, das uns die Aktualität des Tell zeigt?“ Melchheims Augen blitzten lockend hinter seiner Brille.

Maria sah sich vorsichtig nach Geli um, die neben ihr saß und für Melchheim nicht sichtbar mit den Schultern zuckte.

„Ich... ich weiß nicht, Herr Oberstudienrat“, sagte Maria und errötete. Sie hatte den Text zu Hause gelesen, und war mehrmals eingeschlafen, nur wenn sie ihn laut deklamierte, um ihre Stimme zu üben, konnte sie mehrere Seiten hinter einander in einem Zug bewältigen, aber am Ende wußte sie dann meist nicht mehr genau, worum sich die Handlung drehte.

„Kann jemand dem Fräulein Tschechova helfen?“ In Melchheims Stimme hatte sich erneut ein gereiztes Krächzen gemischt.

In den Gesichtern ihrer zweiundzwanzig Kameradinnen las Maria die gleiche Ratlosigkeit, die sie selbst befallen hatte.

„Nun, meine jungen Damen, auch wenn Sie später einmal gute Ehegattinnen und Mütter sein werden, sollten Sie sich doch mit der Geschichte, noch dazu der allerjüngsten Ihres Volkes mehr beschäftigen. Dann wüßten Sie auf derart einfache Fragen auch die Antwort. Ich sage nur: Stichwort Versailles! Kann mir jetzt vielleicht jemand helfen? Es geht hier um Freiheit und Willkür!“

Gertrud Wiesinger, die niemals eine Gelegenheit zu glänzen ausließ, hob den Finger.

„Ja, Wiesinger, helfen Sie den Kameradinnen.“

„Das Diktat von Versailles unterdrückt die Freiheit des Deutschen Reiches“, sagte Gertrud, als rezitierte sie ein auswendig gelerntes Gedicht.

„Richtig, Wiesinger. Und worin glauben Sie, Tschechova, besteht die Aktualität des Tell, wer spielt heutzutage die Rolle des Landvogts in der Politik?“

Maria errötete und überlegte angestrengt, worauf Melchheim hinaus wollte. „Ich weiß nicht, Herr Oberstudienrat.“

„Nun überlegen Sie doch mal scharf, Tschechova, wer unterdrückt denn heute deutsches Freiheitsstreben?“

„Vielleicht“, Maria zögerte, „Frankreich, nehme ich an.“

„Sehr richtig, Tschechova, und vergessen Sie England und Amerika nicht!“

Die Schulglocke unterbrach Melchheims außenpolitischen Exkurs, und Maria setzte sich, um ihre Sachen zu packen. Melchheim kam noch einmal auf sie zu, und sie hoffte nur, daß er keine Frage mehr stellen würde.

„Sind ein tüchtiges Mädchen, Fräulein Tschschova“, sagte Melchheim und zwinkerte ihr mit seinen übergroßen Augäpfeln durch das Brillenglas zu. Er wischte sich eine verschwitzte Strähne aus der Stirn und wandte sich verlegen der Tafel zu.

Geli Meisner, Marias Banknachbarin, grinste. Maria schnürte die Riemen der Schultasche zu und eilte raschen Schritts an Melchheim vorbei zum Ausgang des Klassenzimmers. Geli folgte ihr, und Kari Gerwald wartete schon draußen.

„Du hast einen neuen Verehrer“, prustete Geli laut los, als sie außerhalb Melchheims Hörweite waren.

„So ein Unsinn“, protestierte Maria.

„Ich glaube, Geli hat Recht“, sagte Kari.

„Wollen wir nach Hause oder noch irgendwohin?“ versuchte Maria abzulenken.

„Laßt uns ins Café vom Kaiserhof gehen!“ forderte Geli ganz vorlaut.

Geli Meisner war die forscheste unter den drei Freundinnen, immer auf das noch nicht Dagewesene, das Abenteuerliche aus.

„Meinst du, die lassen uns überhaupt hinein?“ fragte Kari.

„Aber sicher. Ich war neulich mit meiner Mutter dort, die Bedienung ist sehr freundlich.“ Geli mit ihrem fröhlichen Lachen konnten Kari und Maria nicht widerstehen. Sie nahmen ohnehin den Weg über den Wilhelmplatz, und hatten schon ein paarmal beratschlagt, ob sie statt hinunter in den Schacht der U-Bahn zu dem Hoteleingang mit dem Baldachin und dem elegant uniformierten Türwächter gehen sollten. Aber immer hatte dieser stattliche Mann ihnen soviel Respekt eingejagt, daß sie die U-Bahn vorzogen, oder äußerstenfalls ins Dobrin oder das Josty am Potsdamer Platz einzukehren wagten.

Die Bürgersteige der Wilhelmstraße, in die die drei Freundinnen einbogen, waren heute von uniformierten Männern und jungen Bur-

schen überfüllt, so daß kaum ein Durchkommen war. Wie auf ein Zeichen hakte sich die furchtsame Kari bei Maria unter, und auch Geli preßte sich enger an ihre Freundinnen.

„Wohin denn so eilig, schöne Fräuleins?“ brüllte ein vielleicht zwanzigjähriger Bursche in brauner Uniform, der wie sein Begleiter eine Hakenkreuzbinde am Arm trug. Die beiden standen in einem Hauseingang und hatten eine vorbeimarschierende Zehnerkolonne in braunen Uniformen mit hochgerecktem rechten Arm begrüßt. Kari, Geli und Maria zogen ohne einen Seitenblick an den beiden vorbei. Ein gellender Pfiff kam ihnen hinter her.

„Was ist heute bloß los? Soviel Getümmel habe ich hier noch nie gesehen“ sagte Maria.

„Vielleicht eine Demonstration“ sagte Geli.

Die braun uniformierte Zehnerkolonne, die vor ihnen marschierte, überquerte auf einen Befehl ihres Führers die Wilhelmstraße. Der Führer der Marschkolonnen gebot den heranfahrenden Lastwagen, Droschken und Autos Halt, was diese mit lautem Hupen quittierten. Eine der Droschken bremste nur haarscharf hinter dem vor ihm fahrenden Lastwagen ab, und der Fahrer betätigte wütend das Hupsignal, während der Lastwagenfahrer sich zu ihm umdrehte und schreiend, aber im allgemeinen Lärm unverständlich über die Marschkolonnen lamentierte. Die Kolonne erreichte nun die Mitte der Straße, und der Führer hielt einen herankommenden Autobus an, um seine Kolonne ohne Halt weitermarschieren zu lassen. Das Schauspiel quietschender Bremsen und brüllender Hupsignale wiederholte sich auf dieser Fahrbahn, während die Fahrzeuge auf der Gegenseite sich bereits wieder in den gewohnten Taumel des Vorwärtkommens stürzten.

„Die glauben wohl, die Straße gehört ihnen“, rief Geli so laut, daß man es im Lärm verstehen konnte.

„Schau mal, der hat nur zugeschaut“, sagte Kari kaum hörbar und zeigte mit dem Finger auf einen Polizeibeamten in blauer Uniform und Tschako, der die Straßenquerung der braunen Kolonne beobachtete, mißbilligend über seinen Schnurbart strich, aber nicht eingreifen wollte.

Geli, Kari und Maria erreichten den Wilhelmplatz, auf dessen Rasen sich vier oder fünf der braunen Marschkolonnen gesammelt hatten und herumstanden, als warteten sie auf irgend etwas.

„Wollen wir nicht doch lieber zur U-Bahn?“ Karis Stimme klang ängstlich.

„Nein, heute gehen wir in den Kaiserhof. In dem Trubel fallen wir gar nicht auf“ sagte Geli und bog ab zum Eingang des Hotels. Dieser war heute nicht so spärlich besetzt wie an anderen Tagen. Draußen stand zu beiden Seiten des Eingangs ein Spalier aus einem halben Dutzend der Braununiformierten, die stramm standen und den Portier des Hotels zu übersehen schienen. Geli ging zwischen den braunen Spalieren hindurch am Portier vorbei auf die große Messingtür zu. Der Portier überholte Geli sofort, und Marias Freundin hatte für einen Moment Angst, daß sie nun doch nicht in das vornehme Hotel dürften, doch der stattliche Mann in seiner roten Uniform und Schirmmütze schlug die große Tür auf und hielt sie mit einem „Bitte einzutreten, gnädige Fräulein“ den drei fünfzehnjährigen Mädchen mit den Schultaschen auf. Kari und Maria erröteten, nur Geli sah die beiden mit einem siegesgewissen Blick an und schritt mit entschlossenem Schritt durch das Foyer zu einem Zwischengang, der zum Café führte.

Ein junger Kellner von allenfalls siebzehn Jahren erspähte die drei und trat eilfertig auf sie zu. Wieder hatte Maria das bestimmte Gefühl, sie würden im nächsten Moment an einer unüberwindlichen Schranke zurückgewiesen werden, doch der Kellner wies ihnen mit dienstbeflissener Miene einen Tisch mit Fensterblick auf den Wilhelmplatz zu.

„Was kann ich für die jungen Damen tun?“ fragte er sehr ernsthaft, und Maria schien es, als stünde ein Lächeln in seinen Augen.

Geli nahm die Karte und hielt sie sich vors Gesicht, um ein albernes Augenrollen zu verbergen.

„Ich hätte gerne eine Tasse Kaffee“, sagte Maria schnell und sachlich, um dem Freundinnentrio einen seriöseren Auftritt zu verleihen.

Kari und Geli bestellten gleichfalls Kaffee, der Kellner zog sich zurück.

Die drei tranken Kaffee, ohne irgendein Aufsehen zu erregen. Sie waren zu sehr damit beschäftigt, die elegante Gesellschaft zu beobachten, die sich an zwei Dritteln der bereitstehenden Tische versammelt hatte und teils das Mittagessen, teils Kaffee und Kuchen zu sich nahm. Alles war hier drinnen spannend und neu, und nur gelegentlich wanderte der Blick der drei nach draußen. Sie konnten sehen, daß auf dem Platz noch mehr braune Kolonnen Aufstellung bezogen hatten.

Nach einer halben Stunde drängt Kari zum Aufbruch, weil ihre Mutter zu Hause mit dem Mittagessen wartete. Geli winkte den Kellner heran, um zu bezahlen, und sie gingen von ihrem Tisch zum Ausgang, als dieser von einem sehr lang gewachsenen Braununiformierten geöffnet wurde und ein mittelgroßer Mann in einem schwarzen Anzug mit einem schwarzen Schnauzbart über der Lippe den Raum betrat. Der große Mann in Uniform drängte die drei entgegenkommenden Mädchen zur Seite, und der Schnauzbärtige ging achtlos an ihnen vorbei zu einem größeren Tisch, den ein Reservierungsschild freigehalten hatte. Dem Mann folgten zwei gleichfalls braununiformierte Männer, die nach irgend etwas im Raum Ausschau zu halten schienen. Sie waren fast so lang und noch etwas kräftiger als der Uniformierte, der sie in den Saal geführt hatte.

Maria konnte beim Hinausgehen beobachten, wie der Schnauzbärtige allein an dem reservierten Tisch Platz nahm und von allen anderen Gästen mit mehr oder minder verstohlenem Blick begutachtet wurde.

„Wer war das denn?“ fragte Kari, und in ihrer Stimme lagen Ehrfurcht und Neugier.

„Kennst du den nicht? Das war doch der Hitler. Der Häuptling all dieser häßlichen braunen Uniformen“ sagte Geli laut.

„Sei still“, zischte Maria ihr zu und wußte selbst nicht, woher ihre Angst kam, war doch im Foyer weit und breit keiner von den Braunen zu sehen.

Draußen setzten sich auf ein gebrülltes Kommando hin drei der Marschkolonnen in Bewegung. Die drei Mädchen sahen, wie die etwa dreißig Mann zur Leipziger Straße marschierten.

„Kommt, laßt mal sehen, was die machen“ sagte Geli und lief hinter der Marschkolonne her, die die entgegenkommenden Passanten auf dem Bürgersteig abdrängte und zum Teil auf die Straße schob, so daß einige Droschken und Lastwagen hupten und Ausweichmanöver fahren mußten.

„Laß uns zur U-Bahn gehen“, bettelte Kari, doch Geli ließ sich nichts sagen und zog die Freundinnen hinter sich her.

An der Ecke zur Leipziger erhöhte der Führer der Dreißigmannkolonne das Tempo, und die Braunen stürmten auf einen Tabakladen mit Zigarrenkisten in der Auslage zu. Der Laden verschwand hinter

der geschlossenen Front der Uniformierten. Schreiben klirrten. Die Mädchen konnten nicht sehen, womit die Männer die Ladenfront traktierten. Nach einem laut gebrüllten „Alles mir nach!“ formierten sich die Dreißig wieder zu einer Kolonne und liefen im Galopp hinter ihrem Führer her und auf die drei Mädchen zu. Geli riß Kari und Maria zur Seite, damit sie nicht überrannt wurden.

„Ich will nach Hause“, wimmerte Kari mit tränenbenetztem, rotglühenden Gesicht. Sie klammerte sich an ihre Tasche wie an ein schützendes Kissen.

„Laß uns Richtung Wertheim gehen, der U-Bahn-Eingang liegt näher, und da sind auch mehr normale Menschen“, sagte Geli. Sie blickte ängstlich zum Wilhelmplatz, wo immer noch braune Horden postiert waren und auf einen Einsatz warteten.

Geli, Kari und Maria eilten im Laufschrift los und rannten am großen achteckigen Platz den U-Bahneingang hinunter. In der Station herrschte das Gedränge, das an einem gewöhnlichen Montagnachmittag üblich war. Es waren keine braunen Formationen zu sehen.

„Ich glaube, wir sind sicher“, rief Maria.

Sie stiegen in die erste U-Bahn ein, die in ihre Richtung fuhr. Die Gesichter der Fahrgäste blickten leer und gleichgültig. Sie ahnten nichts von dem, was über ihren Köpfen geschah.

5

„Du schaust so todtraurig drein. Hat Dein Verleger den Vorschuß abgelehnt?“

Bernhard Karmann blickte hoch auf Davids zerstrubbelten schwarzen Haarschopf und in Davids fröhliches Lachen mit den zwei Reihen zigarettengelber Zähne. David hatte kohlschwarze Augen, die in seinem Gesicht funkelten, egal wie wach oder müde er auch sein mochte.

„Schön, daß du hier bist“, sagte Bernhard, auch wenn er in diesem Moment lieber allein irgendwo in einer Nische sich verkrochen hätte und keinen seiner Freunde sehen wollte. David war Bernhards bester Freund. Er kam für gewöhnlich um diese Zeit ins Café Dobrin. David

war fast jeden Tag da, wenn er nicht ausnahmsweise dem Romanischen Café Visite machte, um über die dortigen Entwicklungen auf dem laufenden zu bleiben. Aber David mochte das Romanische nicht. „Zu literarisch, zu künstlerisch“, sagte er und dehnte dabei angewidert die Vokale und den Umlaut.

David war Literat, was die Abneigung gegen die meisten seiner Kollegen erklärte. Bernhard mochte er aus irgendeinem Grunde, den er sich selbst oder anderen nicht hätte erläutern können. Vielleicht war es die Bescheidenheit, die Bernhard anlegte wie einen gut sitzenden Anzug. Oder es waren ihre Vorlieben für Frauen, die einander nicht ins Gehege kamen. Davids Neigung zu drallen Blondes, die abstach von Bernhards Bevorzugung zarter Schwarzhaariger. Es konnte aber auch sein, daß sich Davids dichterische Neigung zum Lyrischen gut vertrug mit Bernhards prosaischer Begabung, daß beide sich jeweils auf ihrem Terrain achteten, weil keine Konkurrenz drohte.

Bernhard erzählte David von seinem Vormittag bei Mahler, und David gratulierte zu der Aussicht, für gutes Geld Drehbücher anstelle von Romanen verfassen zu dürfen.

„Das steht noch gar nicht fest“, wandte Bernhard ein.

„Aber lieber Bernie“, sagte David, „du wirst dir bei deinem Talent diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.“ David grinste, als habe er einen Scherz gemacht.

„Wenn du das sagst, klingt es nicht wie ein Lob.“ Die Aussicht auf den am Nachmittag anstehenden Termin bei Klitzsch und Davids Anspielungen machten Bernhard nervös. Das war der Unterschied zwischen beiden. David war Bohemien, der die Existenz am Rande der Existenz als sein Element verstand, während Bernhard wie David aus dem Bürgertum kam, es jedoch nie verlassen hatte. Bernhard fühlte Neid auf Davids Freisinn, und doch graute ihm vor dem Abgrund, in den David in Bernhards Augen unweigerlich stürzen würde, irgendwann einmal und vielleicht sogar bald. David scheute sich nicht, bei aktuellen wie verflossenen Gönnern unangemeldet zu erscheinen und um Geld zu betteln, für das er sich bei Erhalt mit Spott und jugenhafter Pöbelei bedankte, um im nächsten Moment etwas Liebes, unvermutet Herzliches zu sagen. David war Künstler, vor allem auch Künstler in der Verdrängung, dem immer gerade gleichgültig war, was er noch vor kurzem für bedeutsam befunden hatte. Nicht daß David

nicht glaubte, was er sagte, doch er war immer auf der Suche nach dem noch nicht Entdeckten, dem noch von keinem erforschten Gelände. Davids Gedichte schillerten in allen Farben, weil seine Ruhelosigkeit in ihnen auf den Begriff kam. Und natürlich fanden seine Kritiker in Davids Widersprüchlichkeit die Angriffspunkte, um ihn als „halbgar“ und „aussagefrei“ und „zynisch“ in Stücke zu reißen. David störte das nicht. Oder er ließ es sich nicht anmerken, zischte nur „Spießer“ oder „Banausen“, wenn er sich überhaupt zu einem Kommentar herabließ.

Bernhard empfand Davids Freundschaft wie einen Ritterschlag, der ihn erst eigentlich zum Künstler stempelte, der auch ihm den Heiligenschein des wahren Schriftstellers aufs Haupt setzte. Er sah seinem Freund vieles nach, war oft geradezu glücklich über Davids mitleidlose Offenheit, die ihm einen wahrheitsgetreuen Spiegel vorhielt. Wenn Bernhard David traf, tankte er einen Vorrat an Aufrichtigkeit, der meist nicht lange vorhielt, doch immer Kraft zu neuen Ideen gab. David war, und er wußte das, Bernhards Freund und Muse in einem. Nur wenn sich der Adrenalinstoß in Bernhards Blut verdünnt hatte und sein altes Ich aus sicherer Deckung hervortapste, war die Ernüchterung um so tiefer, und es war machte alles nur untröstlicher, daß meist nur Bernhard selbst den Entzug des Adrenalins wahrnahm.

„Draußen paradieren die Kompanien der braunen Judenfresser“, sagte Bernhard und zeigte zum großen Schaufenster des Kaffeehauses. Bernhard redete anders, wenn mit David sprach. Er bemühte sich, jeder Aussage eine dramatische oder wenigstens literarische Note zu geben, das Gespräch auf dem Niveau zu führen, das Dichterfreunden angemessen schien.

„Zur Feier des Tages werden heut ein paar Judenbengel geröstet“, sagte David. Seine dunklen Augen glühten streitlustig. Bernhard zuckte zusammen und bewunderte die kaltblütige Verachtung, mit der David dem Haß der braunen Kohorten auf seine Glaubensbrüder ins Auge sah. David schrieb unter dem Namen David Guth, in seinem Ausweis stand Gutensohn. Bernhard hatte nie zu fragen gewagt, ob David das Pseudonym für den ersten Lyrikband gewählt hatte, um seine Herkunft zu verdunkeln. Das sah David nicht ähnlich, wahrscheinlich hatte er den kurzen Namen gewählt, um allen den Anspruch seiner Verse ins Gesicht zu schleudern.

„Vielleicht machen sie heute Ernst. Sie sehen nicht aus wie Leute, die Scherze machen“, sagte Bernhard finster.

„Ich unterschätze sie nicht, ich bin der einzige Jude, der *Mein Kampf* gelesen hat. Und du darfst mir glauben, das war eine Probe auf meine Geduld. Ich rate dir ab, es auch zu versuchen. Verdirbt den Stil.“ David versuchte ein Grinsen.

„Vielleicht sollten wir aus Deutschland verschwinden, und es woanders versuchen.“ Bernhard warf die Idee über den Marmortisch, ein Krumen, den er David zum Vertilgen vorwarf, denn Bernhard glaubte nicht ans Auswandern.

„Wir sind Schreiber, lieber Bernie, und wir haben nur diese eine Sprache, diese eine Heimat.“ Davids funkelnde Augen fixierten in der Ferne einen Punkt. Es mußte etwas Schönes sein, was er dort sah.

„Wenn die Nazis an die Macht kommen, nehmen sie uns erst die Heimat und dann die Sprache, oder vielleicht auch umgekehrt.“

„Freiwillig auswandern, oder erzwungen. Was wird wohl schlimmer sein? Ich ziehe jedenfalls die Verbannung der Auswanderung vor, das war immer schon ein ehrenvolles Dichterschicksal“, deklamierte David so laut, daß die Nachbartische aufmerksam wurden. „Vielleicht sollte ich’s mal als Schauspieler probieren. Werden auch besser bezahlt. Wenn du dein erstes Drehbuch schreibst, vergiß nicht die Rolle für mich.“

Bernhard lachte leise. Es war sein erstes Lachen an diesem Tag.

*

Als Bernhard das Dobrin verließ, hatte draußen das Gedränge der aufgeputschten Massen junger Männer und Jugendlicher mit und ohne braune Uniform eine beängstigende Dichte erreicht. Bernhard drückte seine Hände in die Manteltaschen und versuchte, sich einen Weg zu der Ampel zu bahnen, um auf die andere Seite des Platzes zu gelangen. Als er den Fahrdamm überquerte, hörte er hinter sich eine Scheibe klirrend auf den Bürgersteig krachen. Die Massen johlten und schrieten „Heil! Heil!“ und „Deutschland erwache!“ und „Juden heraus!“. Bernhard sah in den Augenwinkeln, daß ihre Attacken das

Dobrin getroffen hatten. Er beschleunigte seinen Schritt und überwand zügig den Platz, auf dem Neugierige sich vor dem großen Kaufhaus gesammelt hatten und neugierig in Richtung der Kreuzung und des Dobrin sahen. Auf der anderen Seite der Straße stürmte von der Leipziger Straße her ein kleiner Trupp Braununiformierter, die ihren Gesinnungsbrüdern zu Hilfe kommen wollten, nein, jetzt sah Bernhard, daß sie vor einem Lastwagen davonliefen, auf dem ein Zug Polizisten saß, der den braunen Trupp verfolgte oder am Potsdamer Platz die Ordnung wieder herstellen sollte.

Bernhard hatte keine Zeit, sich das Spektakel anzusehen und rannte nun, weil er fürchtete, den Termin bei Klitzsch zu versäumen. Er hatte noch gut einen Kilometer vor sich, und überall drängten sich auf dem Trottoir die dunkel gekleideten jungen Männer in ihren schäbigen Anzügen, die entweder gemeinsam johlten oder auf ein Zeichen warteten, das ihnen eine Richtung wies, ihre fröhliche Angriffslust auszutoben.

Bernhard lief an einem Tabakladen vorbei, den er kannte und in dem er schon gekauft hatte. In der Fensterfront klafften an zwei Stellen gezackte Löcher, und ein junger Bursche, vielleicht achtzehn Jahre alt, schrie auf Bernstein, den Ladenbesitzer, ein, den Bernhard von einigen Besorgungen her kannte.

„Würden Sie die Güte haben, mein Geschäft zu verlassen“, hörte Bernhard Bernstein rufen. Der alte Mann fuchtelte ängstlich mit den Armen, um den jungen Braunen davonzuscheuchen.

„Hier hast meine Güte“, schrie der Junge und warf einen silbriges kleines Ding durch die Scheibe nach draußen.

Das silberne Feuerzeug verfehlte Bernhards Nase nur um Zentimeter, und Bernhard begann nun zu rennen, mußte in dem Gedränge aber sogleich wieder verlangsamten, weil kein Durchkommen war. Ein stechendes Ziehen zog an Bernhards Schläfe, er faßte sich an die Stelle und zog sogleich die Hand zurück, als er den kleinen Splitter an der Schläfe spürte und das Blut an den Fingern sah. Wütend drängte Bernhard die vor ihm Laufenden zur Seite und fing erneut an zu rennen. Wie sollte er Klitzsch das Blut erklären?

Merz hatte vor einer Viertelstunde das Haus verlassen, und noch immer pumpte Sonjas Herz mit rasendem Druck, daß ihr der Kopf fast zersprang. Nichts Unrechtes hatte sie getan, dachte sie, und doch hatte Merz es vollbracht, sie in die Ecke der Ertappten zu drängen, ihr Gewissensbisse einzureden, wo doch er als Erpresser der Schurke in dem Stück war, ein fetthäutiger Widerling, der nichts wollte als Sonjas Bedrängnis auszubeuten.

Sonja hatte nie gezweifelt, daß sie Recht getan hatte damals, als sie nach der panischen Flucht von Petrograd nach Dorpat, der Odyssee durch halb Europa und der Ankunft in Berlin ganz ohne Mittel der kleinen Maria nicht nach bestem Wissen, aber mit allerbestem Gewissen eine Herkunft aus gutem russischen Hause zudichtete, und damit der Wahrheit auch nahe war. Maria mit ihren fünf Jahren konnte und sollte die Erschießung Annas nicht begreifen, hatte den Worten Aglajas, der alten Amme, Glauben geschenkt, daß die „Mutter“ nur kurz habe fortmüssen, in ein Lager, wo sie Fragen zu beantworten hätte. Nach drei oder vier Tagen waren Marias Fragen drängender geworden. Als Sonja ins Haus der Tschechovs eilte, um nach der Schwester zu sehen, denn sie hatte von der unerhörten Tat des roten Oberst Kapitonov gehört und nicht glauben wollen, daß die Schwester auf so grausame Art ums Leben gekommen sei und der Täter frei herumlaufen durfte. Es war Krieg, und so etwas konnte man in jener Zeit mit dem großen Mantel der Revolution zudecken. Die kleine Maria mußte etwas bemerkt haben an Sonja, daß die Tante nicht fröhlich war wie sonst, jedenfalls sagte sie am ersten Abend in ihrem Bettchen, das im einzigen Zimmer stand, das der Familie vom roten Kommando noch zugeteilt war: „Nicht wahr, Tante, meine Mamutschka kommt nicht mehr wieder aus dem Lager.“ Und Sonja war in Tränen ausgebrochen und hatte es der Kleinen gestehen müssen. Maria hatte sich fest an Sonjas Hals geklammert, und Sonja mußte der Kleinen versprechen, bei ihr zu bleiben, auch wenn Sonja nicht einmal wußte, wie sie sich selbst durchbringen sollte, geschweige denn noch das Kind.

Sonja war Marias dritte Mutter, nur daß das Mädchen von der ersten nie erfahren hatte. Anna, die zweite, verblaßte in jenen frühen Jahren bald in Marias Erinnerung. Und es blieb der Überlebenskampf Sonjas, die bald nicht mehr wußte, wie sie ohne Marias Zuspruch die

schwere Zeit überstanden hätte, in der sie sich mit Gelegenheitsarbeit durchschlug, hier ein Reklameplakat zeichnete, dort einer Tochter aus begütertem Hause Gesangsstunden gab, und dann Geschäftskorrespondenz übersetzte ins Französische oder Englische, manchmal auch ins Russische.

Bei den Behörden hatte Sonja nicht lange überlegt, als sie Anna Tschechova als natürliche Mutter von Maria ausgab. Einer leibhaftigen Tante war es ein Leichtes, zum Vormund der Kleinen bestellt zu werden, warum sollte sie da Umstände wegen Marias Herkunft machen, die in der neuen Heimat ohnehin niemanden etwas anging. Es war das Beste für Maria, es ersparte auch den Behörden unnötige Abwägungen, die doch zu nichts anderem hätten führen können, wer hätte sich sonst um die Kleine kümmern sollen?

Sonja redete sich ein, daß sich an dieser Lage durch Merz' Besuch nichts geändert hatte. Es war nicht zu befürchten, daß dieser Merz die Sache auf die Spitze treiben würde, zumal außer Sonjas Popularität als Filmstar nichts für ein Interesse der Öffentlichkeit an ihrem Mündel sprach. Wo sollte denn der Skandal liegen, den Merz in verschleierter Form angedroht hatte.

Sonja tunkte das mit einem Butterklecks betupfte französische Hörnchen in den Kaffee und schlang es gierig hinunter.

„Lydia“, rief sie nach dem Hausmädchen.

„Ja, Frau Tschechova, noch etwas zum Frühstück?“

„Nein, ich wollte Sie etwas fragen. Was für einen Eindruck hat dieser Mann auf Sie gemacht? Ihre ehrliche Meinung.“

„Dieser schreckliche Mensch vorhin? Nun, er hat einen aufdringlichen Eindruck gemacht, um nichts Böseres in den Mund zu nehmen.“

„Glaubst du, er wird uns wieder behelligen?“

„Wer wird uns noch mal behelligen?“ Maria war ins Zimmer eingetreten, ohne daß Sonja oder Lydia ihre Ankunft im Haus bemerkt hatten.

„Hallo, mein kleiner Schatz, wie war es heute in der Schule?“ rief Sonja mit zuviel Überschwang in der Stimme.

„Es war furchtbar. Nicht die Schule, aber der Heimweg. Sie haben Geschäfte geplündert an der Leipziger“, sagte Maria. Ihre Wangen glühten. Maria mußte Sonja und Lydia alles erzählen, was sie erlebt hatte und Sonja sagte einige Male „Wie schrecklich, das alles“, fand

aber sonst keinen passenden Kommentar, das Berichtete steigerte nur die Beklemmung, die Merz' Besuch in ihr geweckt hatte. Auf eine seltsame Art schienen die Ereignisse miteinander verwoben. Sonja war, als wären Herz und Lippen in nervöse Starre verfallen.

„So“, schloß Maria, „und nun sag mir, was für ein Mann euch heute belästigt hat, und warum er wiederkommen wird.“

„Er wird kein zweites Mal kommen“, sagte Sonja und überlegte, wie sie zu beliebiger Ablenkung überleiten könnte.

„Aber was wollte er?“ fragte Maria scharf.

„Er behauptet, deinen Vater gekannt zu haben, bei Ausbruch des Weltkriegs. Und nun meint er, daß ich ihm zu einer Anstellung im Filmgeschäft verhelfen müßte. So eine Art Familienhilfe stellt er sich vor. Gibt es nicht wirklich dreiste Menschen?“ Sonjas Empörung war zu dick vorgetragen, sie wußte es selbst und hoffte, daß Maria es nicht bemerkte.

Maria blickte gedankenverloren an Sonja vorbei. „Ich verstehe das nicht. Wieso glaubt er, seine Bekanntschaft mit Papa könnte dich unter Druck setzen.“

Maria war ein einfühlsames und kluges Mädchen, das spürte, wenn man ihr etwas vorenthielt, und war es auch nur ein kleiner Zipfel der Wahrheit. Sie wollte immer alles wissen. Sie haßte es, wenn sie nur ahnte, ihr werde etwas Entscheidendes vorenthalten. Und sie konnte hartnäckig sein, wenn sie es herauszufinden versuchte.

Sonja dachte daran, Maria auf der Stelle alles zu sagen, aber es war da etwas Unsagbares, Unerklärtes, das Sonja zurückhielt, ein Unbehagen, ein blinder Fleck in der eigenen Motivkette, der besser schwarz blieb. Sie würde nichts sagen, jedenfalls jetzt noch nicht. Im stillen hegte sie die Hoffnung, daß die Zukunft ihr die Aufklärung ersparen würde, daß es irgendwann keine Rolle spielen würde, aus welchem Bauch heraus Maria das Licht der Welt erblickt hatte.

„Weißt du, heutzutage sind manche Menschen so verzweifelt, daß sie alles versuchen, um zu Geld zu kommen“, sagte Sonja und wollte aus der Küche gehen.

„Du verheimlichst etwas“, rief Maria hinter ihr her.

„Was sollte ich verheimlichen? Dieser Mann ist es nicht wert, daß wir uns lange über ihn unterhalten.“

„Übrigens, Sonja, ich werde Schauspielstunden bei Christiane Dreher nehmen.“ Maria sah Sonja trotzig mit ihren dunkelbraunen Augen an. Sie wollte Sonja herausfordern, sie bestrafen dafür, daß Sonja ihr nicht alle Geheimnisse verriet. Sonja hatte schon früher Maria gesagt, daß sie nichts davon hielt, daß Maria Schauspielerin werden wollte wie sie selbst. Es war Sonjas Traum, daß Maria es nicht so schwer haben würde. Daß sie einen sicheren Beruf erlernen und einen guten Mann heiraten würde, daß sie nicht ein unstetes Leben haben würde, und daß sie selbst, Sonja, wenn sie nicht mehr gefragt sein würde vor der Kamera, sich die Zeit damit vertreiben würde, auf Marias Kinder aufzupassen und eine gute „Großmutter“ zu sein. Das waren Sonjas Pläne für Maria, und Maria kannte sie und lehnte sie ab, und so waren ihre Widerworte nichts als ein Protest.

„Laß uns später darüber reden“, sagte Sonja und erinnerte sich, daß sie das Kleid für die Premierenfeier anprobieren mußte, das die Schneiderin gestern geliefert hatte.

7

„Streitsache Levi Krantz“ stand in akkuraten, leicht verschnörkelten Buchstaben auf der Mappe, mit kräftiger blauer Tinte auf grauem Karton geschrieben. Die Schrift war sorgfältig auf die dafür vorgesehene Linie gesetzt. Karl überlegte, ob Lissy Mangold den Deckel der Heftmappe beschriftet hatte, und roch an der Tinte. Er hoffte, Lissys Parfüm einzuatmen, aber der Aktendeckel roch nach nichts als dumpfem dicken Karton, nicht einmal ein Duft von Tinte lag in der Luft.

Karl war nicht in Lissy verliebt. Das stellte er sich selbst gegenüber klar. Es waren ihre weiblichen Zweideutigkeiten, die ihm den Kopf verdrehten, ihr rührendes und abstoßendes Mitleid mit seiner verkrüppelten Hand. Er hatte es genau gespürt und beim ersten Erkennen mit Schauern zurückgewiesen. Zugleich gab es da diese Lüsterheit in ihrem schiefen Mund, eine verräterische Verlegenheit, wann immer er das Sekretariat betrat, die Karl zu ihr hinzogen, die das Ekel erregende Mitleid erträglich machten, sogar liebenswert.

Karl sagte sich, daß es eine natürliche männliche Reaktion war, auf Fräulein Mangolds keckes Verhalten hereinzufallen, nur daß seine Schlaueit ihn davor bewahren würde. Seine Schwäche war nicht schlimm, solange er nicht in die Falle ging. Lissy kam als Frau nicht in Betracht. Karl kam aus einer alten preußischen Offiziersfamilie, sein Vater hatte dem Kaiser im Weltkrieg als Major der Ersten Garde-Ulanen gedient. Das herrschende System dankte es dem Vater nicht, und so mußte dieser sich als Vertreter einer Beamtenversicherung das Brot verdienen, noch demütigende fünfzehn Jahre lang den Witwen alter Kameraden und pedantischen Oberstudienräten Policen verkaufen wie ein dahergelaufener Hausierer. Karl war es der Familienehre schuldig, da nicht auch noch eine nicht einmal hübsche, eigentlich sogar gewöhnliche Kontorsekretärin als Braut heimzuführen.

Karl war ärgerlich. Minutenlang starrte er schon auf die kräftigblaue Schrift, dachte an deren mutmaßliche Urheberin Fräulein Mangold und versäumte es, der Weisung von Direktor Klitzsch folgend den Rechtsstandpunkt im Streit mit dem Textilhändler Krantz herauszuarbeiten und so der Firma ein paar hundert Mark zu ersparen, die der frech gewordene Judenhändler zusätzlich zum schriftlich fixierten Betrag forderte. Karl schlug mit der schmerzenden Hand den Mappendeckel um und fing an, das erste Blatt des Hefters zu lesen. Es war der Durchschlag des Schreibens an Levi Krantz, in dem er gebeten wurde, sich im Filmstudio einzufinden, um mit Produktionsleiter Grawunder über die Garderobe von *Liebling der Götter* zu sprechen.

Karl blätterte mit seiner gesunden Linken in dem Konvolut, um zu prüfen, ob andere Händler in Erwägung gezogen worden waren und ihre Angebote abgegeben hatten, aber das schien nicht der Fall gewesen zu sein. Offenkundig hatte man dem Juden ohne weiteres den Vorzug gegeben, und jetzt wunderte man sich, daß es Krach gab um die Vertragssumme. Karl schimpfte auf die Nachlässigkeit, ganz für sich, ohne daß jemand es in seiner Bürostube hören konnte. Er hatte es auszubaden, mußte nach Gesichtspunkten suchen, mit denen man Krantz' Forderung zurückweisen konnte, was nicht so einfach war, wie er vermutet hatte. Nach der Anfertigung der Kostüme hatte es einen zweite Vorsprache von Krantz bei Grawunder gegeben, sogar eine dritten, bei der Extrawünsche des Regisseurs, der kein Jude zu sein schien, dazu führten, daß für die Hauptdarstellerin Frau Tschschova

die Kostüme noch einmal völlig neu anzufertigen waren, und so weiter, und so in einem fort, daß Karl sich wunderte, daß dieser Film jemals vorführbereit werden konnte.

Grawunder, augenscheinlich ein unordentlicher Mensch, hatte dem Vorstand geschrieben und berief sich darauf, daß Krantz als erprobter Lieferant des Konzerns hätte wissen müssen, daß die erste Order der Firma nicht den Ansprüchen eines Ufa-Films gerecht werden würde, woraus sich ergebe, daß Krantz ein „Beratungsverschulden“ treffe.

Grawunder hatte gut reden, er war auch kein Jurist, der solches seriös zu untermauern hatte, und das mit dem Beratungsverschulden war eine schwierige Frage, auch für Karl, der ein exzellenter Referendar war und auf ein ebenso herausragendes zweites Staatsexamen hinarbeitete. Karl schlug mit seiner schmerzenden Hand die Aktenmappe zu und sah auf die dunkelblauen Lettern von Fräulein Mangold. Er zweifelte nicht mehr daran, daß sie von Lissy stammten, das sagte ihm die Lebenserfahrung seiner 25 Jahre. Karl mußte zugestehen, daß die zarten Schnörkel den Buchstaben eine Würde einhauchten, wie man es von so einer Person wie Lissy Mangold gar nicht erwartet hätte. Es ging eine unerklärlicher Zauber von ihnen aus, der Reiz des Schönen, was besonders deswegen merkwürdig war, weil er deren Urheberin nicht einmal wirklich hübsch fand.

Karl überlegte, was an Lissys durchschnittlichem Gesicht faszinierte, irgend etwas, das ihn zwang, immer wieder an sie zu denken. Konnten es die ein kleines bißchen hochstehenden Jochbeine sein, die ihr Gesicht hervorhoben aus all den anderen, die genauso bedeutungslos waren?

So sehr Karl auch nachdachte, er konnte das Rätsel nicht auflösen. Dann wieder kam ihm der Gedanke, daß er sich nun eigentlich in die Bibliothek der Direktion begeben müßte, um sich den Kommentarband über das Bürgerliche Gesetzbuch auszuleihen. Darin müßten sich ein oder zwei Argumente finden lassen gegen den Juden, der in levantinischer Art die unverschämte Nachforderung von 3421 Mark und 76 Pfennig gestellt hatte. Um diese Summe zu verdienen, brauchte Karl, er rechnete auf einem weißen Blatt Papier nach, fast ein ganzes Referendarjahr, und dieser gierige Händler schickte einfach eine Rechnung, hielt es nicht für nötig, die Abweichung vom Kaufpreis des eigenen Bestätigungsschreibens auch nur zu begründen. Dann berief

er sich auch noch ohne jede Scham auf Nachzahlungen, die ihm die Firma aus Nachlässigkeit oder gnädigem Wohlwollen bei früheren Lieferungen gewährt hatte. Karl sah sich bestätigt, daß man dieser Rasse der Raffgier, zu der Levi schon dem Namen nach zählte, auch nicht den kleinen Finger geben durfte, wenn man die eigene Hand retten wollte.

Der Gedanke an Finger und Hand legte sich wie ein Schleier auf Karls Laune. Er rief bei Frau Rellinghoff in der Bibliothek an, und die Verwalterin versprach, den Kommentarband sofort durch einen Boten zu schicken. Karl sinnierte weiter über eine juristische Konstruktion nach. Die von Krantz gelieferten ersten Kostüme könnten, das war zumindest ein Gedanke, nichts weiter als unverbindliche Muster gewesen sein, für die Krantz allein das Risiko trug. Dieses Argument vertrug sich zwar nicht mit dem, was Grawunder geschrieben hatte, aber da Krantz Grawunders Schreiben nicht kannte, hatte die Firma in ihrer Darlegung noch alle Optionen offen, und diese galt es zu nutzen. Karl würde Krantz zeigen, wozu ein phantasiebegabter deutscher Verstand in der Lage war.

Ein leises Klopfen an der Tür von Karls Büro riß den Referendar aus seinen Gedanken. Karl bat die Person draußen herein, es mußte der Bote sein, der den Kommentar brachte. Die Tür öffnete sich überaus langsam, und ein junger Mann in grauem Anzug mit Weste, der etwa so alt sein mußte wie Karl, betrat den Raum. An der rechten Wange des Mannes klaffte der rote Strich einer Rißwunde, die noch nicht lange verheilt schien. Der Mann hatte ein weiches Gesicht und weiche, fast weibliche Lippen. Durch das gescheitelte blonde Haar zogen sich dunklere, braune Strähnen, alles mit Creme nach hinten und zur Seite gebändigt. Karl sah, daß die rote Linie an der Wange aus feinen, frisch verkrusteten Blutkrümelchen gebildet war. Der Mann hatte blaue Augen, und eine sehr sanfte Stimme: „Ich soll mich hier bei Ihnen melden. Herr Direktor Klitzsch meint, Sie könnten mir weiterhelfen.“

Karl sah, daß es nicht der Bote sein konnte, und die Enttäuschung darüber vergrößerte nur seinen Ärger.

Bernhard fühlte sich von einer Tonnenlast befreit, als er die Tür zum Büro von Direktor Klitzsch hinter sich schloß. Es war alles angenehm zivilisiert abgegangen, er hätte sich nicht so viele Gedanken zu machen brauchen. Daß er mit blutender Wunde gekommen war, hatte sein Entree nur verbessert. Die Sekretärin, Fräulein Großmann, hatte das Blut an der Wange mit einem Tuch abgetupft, dessen süßes Parfüm noch in der Erinnerung benommen machte. Fräulein Großmann hatte Bernhard in ihr mütterliches Herz geschlossen, das war auch etwas wert.

Bernhard wußte nicht, ob die freundliche, sehr kurze Vorsprache bei Klitzsch ihn weitergebracht hatte. Vielleicht war er nur auf einem toten Gleis. Mahler hatte die Empfehlung an Klitzsch nett gemeint, aber bei Klitzsch hatte Bernhard den Eindruck, daß er sich kaum erinnerte an sein Mahler gegebenes Versprechen, den Kontakt zu vermitteln zu einem Produktionschef – oder wer immer beim Film das Sagen haben mochte. Klitzsch schien mit seinen Gedanken woanders, schrieb ihm vielleicht aus reiner Höflichkeit den Namen seines Assistenten auf einen Zettel und bat, doch von der Sekretärin die genaue Zimmernummer in Erfahrung zu bringen, unter der er den jungen Mann im Hause erreichen konnte. Nicht einmal das Zimmer dieses Bernstorff kannte also Klitzsch, wie sollte dieser ihm da helfen können, im unbekanntem Filmgeschäft Fuß zu fassen, zumal dies für den Assistenten Bernstorff auch nur eine lästige Pflicht bedeutete, die keinen Lorbeer versprach.

Dennoch ging Bernhard mit stiller Hoffnung die grauen Gänge des Verlagshauses ab, von denen einer wie der andere aussah. Bernhard folgte den Anleitungen der Sekretärin, doch schon bald geriet er auf Wege, die nicht den Richtmarken entsprachen, an die zu halten Frau Großmann ihm empfohlen hatte. Bernhard suchte in der Numerierung der Zimmer eine Orientierung, doch scheinbar hatte man bei der Vergabe der Raumnummern keinen Wert auf ein System gelegt und in jeder Gangflucht von neuem mit einer willkürlich gewählten Zahl begonnen und die auf diese folgenden Zahlen bis zum Ende des Gangs benutzt, um nach Durchstoßen jeder Verbindungstür mit einer neuen Zahlenfolge zu beginnen.

Bernhard lief einen Gang ab, der auf der einen Seite mit Zimmer Nummer 95 begann und bei Zimmer 101 endete, auf der anderen Seite mit 108 begann und mit 102 endete. Bernhard suchte nach Zimmer 163, das hatte die Sekretärin mit Bleistift zu dem mit Klitzsch' kräftigen Schwüngen gemaltem „Herr von Bernstorff“ hinzugefügt. Bernhard durchstieß die Schwingtür. Er hatte die Wahl zwischen zwei Gängen, von denen der eine mit 43 und 56 begann, der andere mit 184 und 185. Bernhard kam an das Ende des Gang mit den höheren Nummern und erreichte das fein ziselierte Holzgeländer eines Treppenhauses, wo ein Schild „Ausgang“ den Weg in die Freiheit versprach. Bernhard spielte mit dem Gedanken, seinen Plan, beim Assistenten des Direktor Klitzsch vorzusprechen, aufzugeben, doch ein letztes Mal versuchte er sein Glück, durchstieß die Schwingtür zu einem noch unbekanntem Korridor und lief vorbei an zwei Zimmern, von denen das zur linken Hand die Nummer 163 trug.

Bernhard trat vorsichtig auf die massive Holztür zu. Unter der Nummer des Hinweiskästchens stand in schwarzer Tinte „Direktionsassistent“, kein Name, kein Titel. Bernhard klopfte vorsichtig an die Tür, die auf den Anschlag seiner Knöchel fast kein Geräusch machte. Bernhard ballte die Finger seiner Hand zu einer Faust und klopfte noch einmal. Erst jetzt glaubte er von innen eine Stimme zu hören, ihm war, als klinge diese ärgerlich, aber die massive Tür ließ die Laute nur schwach durch, und so mochte er sich irren.

Bernhard öffnete vorsichtig die Tür und sah überrascht einen jungen Mann, ungefähr in seinem Alter, hinter einem mächtigen Schreibtisch sitzen, der fast ein Drittel des kleinen Raumes füllte. Der junge Mann war über eine Akte gebeugt und hatte seine Stirn auf die geziert gespreizten Finger einer Hand gestützt. Bernhard sagte dem jungen Mann, wer ihn geschickt hatte, und trat näher an den Schreibtisch.

„Ich heiße Bernhard Karmann.“ Bernhard streckte seine Hand aus, um Bernstorff zu begrüßen, doch dieser ignorierte Bernhards Geste, zog hastig seine gespreizten Finger von der Stirn auf die Stuhllehne und blickte Bernhard finster an, als sei durch dessen Gegenwart seine Arbeit zunichte gemacht.

„Ich wollte Sie nicht stören“, sagte Bernhard, „aber Direktor Klitzsch meint, Sie könnten durch einen Anruf vielleicht behilflich sein.“

Der junge Mann antwortete nicht, blickte Bernhard immer noch verstört an. Bernhard kramte den von Klitzsch und dessen Sekretärin geschriebenen Zettel und überreichte ihn Bernstorf. Bernhard hoffte, daß Bernstorf die Schrift von Klitzsch kannte. Oder wenigstens die der Sekretärin. Oder er konnte sein Telephon benützen. Auf Bernstorfs Schreibtisch stand neben einer länglichen Holzschale für Bleistifte und Federhalter ein schwarzes Telephon.

„Vielleicht möchten Sie zunächst mit Herrn Direktor Klitzsch telephonieren und sich vergewissern?“

„Nein, nein. Dessen bedarf es nicht. Wobei soll ich Ihnen behilflich sein?“

„Ich... ich bin Schriftsteller. Herr Direktor Klitzsch meinte, ich könnte mich an einem Drehbuch versuchen für die Ufa. Er meinte, Sie wüßten, wen man in Babelsberg darauf ansprechen kann.“ Bernhard war sich sicher, daß Bernstorf ihn für dämlich halten mußte, daß Klitzsch ihn nur zu Bernstorf abgewimmelt hatte, um nicht selbst seine gewiß viel besseren Kontakte zu gebrauchen.

„Ich soll Ihnen da weiterhelfen?“ Bernstorf war rot geworden, aus Verlegenheit, oder vielleicht fühlte er sich sogar geschmeichelt. Er schob die vor ihm liegende Akte zur Seite und öffnete mit nervöser Hand die rechte Tür seines Schreibtischs. Die Finger seiner Hand waren dabei so abgespreizt wie zuvor, als er seine Stirn auf die Hand gestützt hatte. Bernstorf zog mit dieser gezierten Handhaltung eine blaßrote Mappe heraus, die obenauf in einer Schublade lag.

„Ich könnte Herrn Madsack von der Produktionsabteilung anrufen und versuchen, Ihnen einen Termin zu besorgen. Herr Madsack ist stellvertretender Abteilungsleiter.“ Bernstorf blickte ihn erwartungsvoll und ein wenig hochmütig an.

„Das wäre ganz wunderbar“, murmelte Bernhard.

Bernstorf nahm den Hörer ab und ließ sich mit Madsack verbinden. Dieser war in einer Besprechung, und Bernstorf vereinbarte, in zwanzig Minuten noch einmal anzurufen.

„Setzen Sie sich doch, Herr Karmann. Wir müssen noch ein wenig warten“, sagte Bernstorf mit einem Anflug von Wichtigkeit in der Stimme.

Bernhard setzte sich auf den einzigen Stuhl im Zimmer außer Bernstorfs eigenem, einen einfachen Holzstuhl, dessen heller und

warmer Braunton nicht zu der kargen wie düsteren Einrichtung des Büros paßte.

Bernstorf zog die graue Aktenmappe wieder zu sich und begann, darin zu blättern. Bernhard konnte durch das Fenster des Büros in ein Nachbarzimmer sehen, das mit dem gleichen Mobiliar eingerichtet war wie Bernstorfs. In dem Zimmer schrieb eine Frau mit flinken Fingern auf einer schwarzen Schreibmaschine.

„Sie haben es hier sehr nett“, versuchte Bernhard es mit Konversation.

„Nun ja, ich kann nicht klagen. Viel Arbeit“, sagte Bernstorf und blickte kurz von der Akte auf.

„Interessanter Fall, den Sie da haben...“, sagte Bernhard leise und in einem fragenden Ton.

„Kann man so sagen. Sie sind also Schriftsteller?“ Bernstorfs Gesicht war angespannt wie das eines Mannes, der mit gewisser Anstrengung Interesse an einem ungebetenen Gast vorgab. Seine Frage klang mißbilligend.

„Ja, ich habe einen Roman veröffentlicht. Vorher studierte ich Jura“, sagte Bernhard wie zur Entschuldigung.

„Jura? Das habe ich auch studiert. Nächsten Monat schreibe ich das zweite Examen.“

„Ah ja. Das werde ich wohl nicht mehr machen, ich habe nur das erste. Sie bearbeiten für Klitzsch juristische Fälle?“

„Unter anderem. Ich arbeite ihm aber auch im alltäglichen Pensum zu. Dieser Fall hier ist eine Ausnahme. Es soll ein Exempel statuiert werden, und da werde ich der Rechtsabteilung der Ufa zur Hand gehen.“

Bernhard unterdrückte ein Lächeln über Bernstorfs Bemühen, die eigene Bedeutung hinter dem Anschein sachlicher Gelassenheit in einem strahlenden Licht erscheinen zu lassen. Bernstorf war ein verkraupfter junger Mann, wie Bernhard sie oft unter seinen einstigen Kommilitonen gefunden hatte, Jünglinge, die ihre Bedeutungslosigkeit mit irgendeinem Gehabe zu überspielen trachteten.

„Ein Exempel? Das hört sich einigermaßen bedrohlich an“, sagte Bernhard, um die Konversation nicht absterben zu lassen.

„Der Konzern muß Kosten sparen“, setzte Bernstorf noch ernster als zuvor fort. „Und da wird bei den Produktionskosten der Filme na-

türlich genau hingeschaut, das werden auch die Zulieferer mit ihrem levantinischem Gebaren zu spüren bekommen.“

Bernstorf hörte abrupt auf, als sei er mit dem Gesagten zu weit gegangen, als habe er dem Fremden Geheimnisse verraten.

„Levantiner? Sie führen auch Geschäfte mit dem Orient?“ Bernhards Neugier war erwacht.

„Nun, sinnbildlich gesprochen wohl schon. Ich meine, der Händler Krantz wohnt hier zwar um die Ecke, am Hausvogteiplatz, aber es handelt sich um einen Israeliten, und so ist Ihre Frage nach dem Orient gar nicht verkehrt.“

„Was hat er verbrochen?“

„Der Jude? Nun, zu viel Geld will er haben, wie doch alle.“

„Ist das so? Das tun doch meist auch die Nichtjuden. Wer wollte in diesen Zeiten nicht mehr Geld haben. Ich kenne keinen, der genug hat.“

„Wenn Sie meinen,“ antwortete Bernstorf scharf und bedeutete durch inniges Blättern in der Akte, daß er das Gespräch als beendet ansah.

Bernhard freute sich, daß er den jungen Streber zum Schweigen gebracht hatte, dachte dann aber an Madsack, und daran, daß bei Bernstorfs Anruf vieles auch von dessen gutem Willen abhängen würde.

„Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse“, sagte Bernhard.

Bernstorf blickte von der Akte hoch und musterte Bernhard einen Moment lang. „Nein, ganz und gar nicht. Sie müssen mich nur entschuldigen, der Fall eilt.“ Und Bernstorf vertiefte sich erneut in die Akte.

Maria setzte sich von Sonja ab, ihr war nach Abenteuer zumute und so zog sie durch die Trauben der festlich Gekleideten, vorbei an Gruppen lauthals plaudernder Gäste, die an weiß gedeckten, reservierten Tischen saßen in dem großen Saal. Die Wände leuchteten in purpurner Pracht aus Samt und Seide. Sonja hatte Maria Berühmtheiten gezeigt, die Titel und auch Namen genannt, doch nach einem halben Dutzend konnte Maria kaum ein Gesicht noch zuordnen, fast alles war ihr neu und es war zu viel auf einmal.

Im Saal gaben alle vor, die Premiere des Films mit dem einschmeichelnden Titel „Liebling der Götter“ zu feiern. Aber die Vorführung war eine Enttäuschung gewesen, und Maria mit ihren fünfzehn Jahren sah ganz erleichtert, daß ihr erstes großes Abendfest im Grunde nichts zu tun hatte mit dem düsteren Film, in dem der dicke Jannings mit aufgedunsenem Gesicht einen Kammersänger in der künstlerischen Krise gab. So sehr Maria es auch wegen der mitspielenden Tante gewünscht hätte, mochte sie den Film zu keiner Minute.

Maria genoß das Fest, in all seiner Üppigkeit und mit allen Absonderlichkeiten, die sie bisher nicht kannte. Althehrwürdige Herren in ihren zu engen Fracks, kalkweiß verknitterte alte Damen, gierig umherschweifende pomadisierte Gigolos und leichtlebig daherflitternde Mädchen mit Bubischnitt oder festgelöteten Locken ballten sich zu einem laut surrenden Schwarm, der von einer unsichtbaren Kraft im Saale hin und her geschoben wurde. Ein kleine Kapelle von Musikern spielte Melodien der neuesten Schlager, und der Orchesterchef wippte wohlgefällig über den Köpfen der summenden Menge und der kleinen Schar hingebungsvoll und anschniegssam im Rhythmus kreisender Paare.

Maria hätte gerne zu ihnen gehört, das bezaubernde rosafarbene Seidenkleid mit Spitzen an Ärmel und Saum, das Sonja ihr zum Debüt spendiert hatte, wäre Anlaß genug gewesen, einen der Gigolos und auch der seriösen jungen Herren zu inspirieren, die mit so hungrigen Augen umherschweifende junge Dame zum Tanze zu bitten. Maria sah in fremde Gesichter, die sich von keiner Melodie erheitern ließen, die gehetzt schienen von der unsichtbaren Kraft, die alles in Bewe-